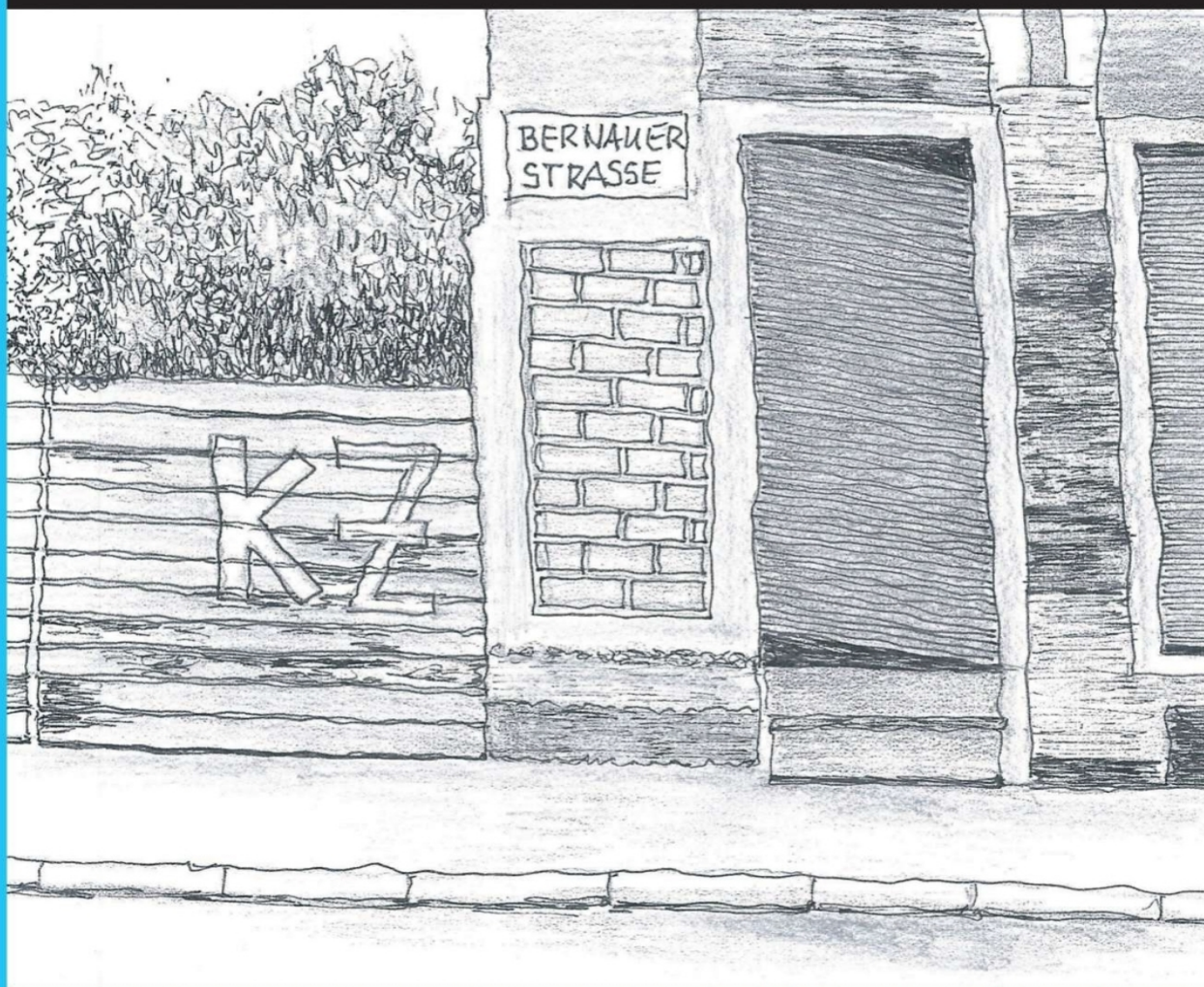


Thomas Breier

Das gesamtdeutsche Leben des Benjamin Kramer





tredition®

www.tredition.de



tredition®

www.tredition.de

© 2021 Thomas Breier

Verlag und Druck:

tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg

ISBN

Paperback: 978-3-347-27692-5

Hardcover: 978-3-347-27693-2

e-Book: 978-3-347-27694-9

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Thomas Breier

**Das
gesamtdeutsche
Leben des
Benjamin Kramer**

Vorwort

Jüngere Menschen in Deutschland wissen vermutlich, dass es mal zwei deutsche Staaten gab. Aber wie es damals in diesem zweigeteilten Deutschland zugeing, wissen sie bestenfalls aus Filmen, Berichten oder Erzählungen. Wenn sie es überhaupt wissen. Denn über die Zeiten kurz nach dem Krieg in der sowjetischen Zone wissen auch ältere Deutsche kaum noch etwas. Manchmal ist der Autor schon verwundert, wenn er Menschen trifft, die nichts von DDR, Mauer, Flüchtlingslagern und Schießbefehl wissen. Deshalb hat er einige Dinge aus seinem Leben aufgeschrieben. Er lebte einige Jahre an der Berliner Mauer und hat erlebt, wie dort Menschen erschossen wurden, weil sie von einem Teil der Stadt in einen anderen wollten.

Für jüngere Menschen klingt diese Geschichte an manchen Stellen ein wenig unwirklich, aber sie wurde aufgeschrieben, weil sie sich ungefähr so abgespielt hat. Vieles hat der Autor aus eigener Erinnerung aufgeschrieben, er hat auch über verschiedene Details mit manchen seiner Freunde geredet. Die Szenen in Sangerhausen, der kleinen Stadt am Südrand des Harzes und in Berlin haben sich etwa so abgespielt wie beschrieben. Tatsächlich waren im Rückblick die drei Studienjahre in Berlin die ereignisreichsten Jahre seines Lebens. Kaum ein Tag verging ohne neue Überraschungen in dieser zweigeteilten Stadt. Überraschungen, die gelegentlich mit Todesfällen durch den DDR-Schießbefehl verbunden waren.

Es ist bekannt, dass bei einem der Tunnel in der Bernauer Straße die DDR-Grenzsoldaten ihren eigenen Mann versehentlich erschossen haben. Daraus hatte man versucht, den Fluchthelfern einen Mord in die Schuhe zu schieben. Gut, dass diese Zeiten vorüber sind. Die Beschreibung der Tunnelgeschichte in diesem Buch ist fiktiv, denn der Autor kannte die Vorgänge um den Tunnelbau zu allererst aus Andeutungen seines

Studienfreundes. Deshalb musste er manche Ereignisse ein wenig rekonstruieren.

Ähnlich ist es auch mit den Republikfluchten von Bekannten aus der DDR. Da wusste der Autor auch manches Detail nicht und musste ergänzen.

Es ist also nur in kleinen Details eine literarische Erfindung. Die Namen hat der Autor mehrheitlich geändert, denn er hat nicht alle Personen, die in diesem Buch auftreten, nach ihrer Meinung gefragt. Das ging schon deshalb nicht, weil etliche der Personen längst verstorben waren.

Auf diese Weise ist ein Text entstanden, der in Teilen beinahe so etwas wie eine Biografie geworden ist. Der Autor hat die Ereignisse aufgeschrieben, weil manche dieser Erlebnisse einmalig und ungewöhnlich waren.

Der Verfasser dankt sehr herzlich Herrn Professor Hermann Lauer, einem Cousin seiner ersten Musiklehrerin Hannelore Friedrich, geborene Lauer. Er hat bei dem Verfassen der Arbeit wertvolle Anregungen gegeben. Und er dankt seinem Sohn Peter Breier für dessen grafische und technische Arbeiten.

Kampf gegen Hunger

Christel Kramer war am Ende des Krieges bei ihrer Mutter in dem kleinen Städtchen am Südharz geblieben. Ihr Mann war irgendwo nach Südfrankreich verschleppt worden, sie musste ihre Mutter und ihren kleinen Sohn Benjamin versorgen. In den ersten Kriegsjahren hatte sie in Berlin gelebt. Als dort die ersten Bomben fielen, war sie nach Sangerhausen zu ihrer Mutter gezogen. Dort gab es ein Haus, in dem man wohnen konnte und einen riesigen Garten, mit dem man eine halbe Kompanie mit Obst und Gemüse hätte versorgen können.

Als Christel die Ankunft ihres kleinen Sohnes beim Standesamt melden wollte, erklärte sie dem nationalsozialistischen Standesbeamten, der Junge solle den Namen Benjamin bekommen.

„Aber Christel“, erklärte der Standesbeamte, ein Freund der Familie, „Benjamin ist ein jüdischer Name. Das geht doch nicht!“

„Der Junge heißt Benjamin und dabei bleibts.“

In der ganzen Stadt verbreitete sich das Gerücht, dass der kleine Junge der jungen Frau Kramer ein Kind mit einem jüdischen Namen habe. Aber angesichts der vielen anderen Sorgen, die man am Ende des Krieges hatte, gab es wichtigere Dinge, die zu bewältigen waren.

Der Krieg kam in dieses kleine Städtchen erst in den letzten Wochen vor Kriegsende. Da hatten die Alliierten ein paar Bomben auf die Gasanstalt und auf ein Haus neben Großmutter's Garten geworfen. Ausgerechnet an Christel's Geburtstag. Der Apfelkuchen für die Feier war noch nicht ganz durchgebacken. Aber das war weniger tragisch. Schlimm war, dass eine ganze Familie und etliche ausgebombte Berliner Flüchtlinge umgekommen waren, die in der kleinen Stadt auf das Ende des Krieges gewartet hatten.

Klaviertasten lagen auf der Straße in der Nähe von Omas Garten, Klaviersaiten hingen an einem Apfelbaum.

Ein paar Tage vor Kriegsende rollten amerikanische Panzer in die Stadt. Sie nahmen Quartier im ehemaligen Hotel gegenüber Großmutter's Haus und

freundeten sich schnell mit der Familie Kramer an. Das war kein Problem, denn keiner aus der Kramer'schen Sippschaft hatte mit diesen Nazis irgendwas zu tun gehabt.

Der Frühling war warm, die jungen Soldaten kamen gern auf den Hof zu Kramers und brachten Kaffee, Kuchen oder mal ein paar Stücke gebratenes Fleisch mit. Christels Schwester Marianne mit Kindern waren oft da. Denn die lebten in Halle, wo es nicht immer was zu essen gab. Sie waren gern bei der Großmutter mit ihrem riesigen Garten und einer Schar von Hühnern, die täglich Eier lieferten. Leider blieben die Amerikaner nicht lange. Im Juli zogen sie ab, danach kamen russische Soldaten, lauter junge Kerle, die von ihren Vorgesetzten behandelt wurden wie Sträflinge. Keinerlei Kontakte durften sie mit den Deutschen haben. Fleisch und Bohnenkaffee gab's auch nicht mehr. Christel musste dafür sorgen, dass täglich Essen auf dem Tisch stand.

Zum Glück hatte die Familie noch etliche Äcker in der Nähe der Stadt. Die waren verpachtet. Als Pacht gab es Getreide für die Hühner und Kartoffeln für die Familie. Aber das reichte nicht. Deshalb fuhr Christel mit einem alten Fahrrad täglich auf die Dörfer und arbeitete bei den Bauern, die das Land der Familie bearbeiteten. Da wurde sie entlohnt mit Früchten von den Feldern, mit Butter, Milch und, wenn Schlachtfest war, mit Fleisch und Würsten.

Das alles war günstiger als tägliche Arbeit in ihrem Beruf als Krankenschwester. Da hätte sie im Monat 150 Mark bekommen. Das Stück Butter kostete 35 Mark. Arbeiten im Krankenhaus lohnte sich also nicht.

Erst nach der Gründung der DDR war es ein wenig besser. Da konnte man vom Arbeitslohn endlich auch halbwegs leben. Dafür gab es schlechte Nachrichten aus Berlin. Die sowjetischen Soldaten hatten Westberlin abgesperrt. Die Großmutter machte sich Sorgen um ihre Verwandten, die dort wohnten. In der Stadt gab's immer mal jemanden, der nach Berlin fuhr. So fuhr Christel auch schon mal auf offenem Lastwagen nach Berlin, um ihren Verwandten Fleisch und Eier zu bringen.

Als das Söhnchen Benjamin in die Schule kam, begann sie bei einem praktischen Arzt zu arbeiten, der gerade aus der sowjetischen

Gefangenschaft gekommen war. Einer der wenigen Ärzte in der Stadt. Deshalb gab es in dieser Praxis so viel zu tun, dass man immer wieder Überstunden machen musste. Aber das war besser als keine Arbeit. Die Patienten kamen auch von den Dörfern, weil es dort keine ärztliche Versorgung gab. Das war nicht schlecht, denn man lernte neue Bauern kennen, bei denen man auch mal ein Stück Fleisch oder einen halben Sack Weizen bekommen konnte.

Frühe Leiden

Benjamin Kramer stotterte. Er stotterte von klein auf, wurde von manchen jungen Leuten oft gehänselt, ältere bedauerten ihn. Und er hatte neben seiner Stottereier immer irgendwelche Allergien. Seine Gesichtshaut sah manchmal aus wie ein umgepflügter Acker, so dass sich manche Menschen vor ihm ekelten statt ihn zu bedauern. Dazu kamen noch Asthmaanfalle, so dass seine Mutter Christel ihn schon als Achtjährigen zu einer besonderen Kur schickte. Er war Linkshänder, und die ersten Buchstaben, die er auf seiner alten Schiefertafel geschrieben hatte, waren von rechts nach links in Spiegelschrift geschrieben.

Manche seiner Schulkameraden hielten ihn für blöd und ärgerten ihn. Die Lehrerin in der zweiten Klasse, ein Fräulein Röbling, war überzeugt, dieser stotternde, schnaufende und picklige Linkshänder gehört in die Sonderschule oder in eine besondere Einrichtung für chronisch Kranke. Wahrscheinlich war er ohnehin etwas debil, denn er hatte immer wieder Teile seiner Schulsachen vergessen. Seine Schiefertafel, die noch aus der Schulzeit seiner Mutter stammte, hatte schon einen Sprung, so dass man nicht einmal richtig darauf schreiben konnte. Sie bestellte die Mutter Christel im Jahr 1952 in die Schule und erklärte ihr, der Junge sei mit seiner Stottereier für die normale Grundschule nicht geeignet.

„Wie blöd er schon manchmal guckt!“ meinte sie. „Er gehört in die Hilfsschule!“ So hieß damals die Sonderschule für geistig Bedürftige.

Das Donnerwetter war furchtbar. Mutter Christel, die inzwischen seit einigen Jahren als Krankenschwester beim erfolgreichsten Arzt der Stadt arbeitete, stampfte die arme Lehrerin schrecklich zusammen. „Sie Idiotin“ brüllte sie. „Der arme Junge stottert. Dass er Hautprobleme hat, sehen Sie ja wohl selbst. Der Junge konnte schon mit Fünf selbst alle Märchen aus seinem Märchenbuch lesen. Konnten Sie das? Mit Sicherheit nicht. Und wenn er blöd guckt, dann denkt er. Können Sie das?“

Es kam an dieser Schule zu einem Skandal, der die Schulverwaltung des Kreises einige Wochen beschäftigte. Mit dem Ergebnis, der Junge blieb auf der Schule und die Lehrerin wurde ermahnt.

Benjamin machte das Beste aus seiner Stotterei. Schon als kleines Kind hatte er gemerkt, dass er beim Singen nicht stotterte. Und weil seine Mutter gern und viel sang, sang sie ihm besonders wenn sie ihn abends ins Bett brachte, hübsche Lieder vor wie „Es tanzt ein Bi- Ba- Butzemann, Eiapopeia was raschelt im Stroh“ oder „Maria durch ein‘ Dornwald ging...“. Das gefiel dem Kleinen, so dass er bald selbst mit einer hübschen Sopranstimme die Lieder gemeinsam mit der Mutter sang. So kam es, dass Christel ihn schon als Sechsjährigen im kirchlichen Kinderchor anmeldete. Die Singerei machte ihm besonderen Spaß, weil man dort zweistimmig, ja sogar dreistimmig sang und er dabei nicht stotterte. Er war dort der Jüngste, lernte schnell Noten und sang bald vom Blatt. Als er zehn war, steckte man ihn in den großen Kirchenchor, den er zusammen mit seiner Mutter besuchte. Dort lernte er die ersten Bachkantaten und Motetten von Heinrich Schütz kennen. Als er zwölf war, schlug ihm Fräulein Lauer, die neue Kantorin an Sankt Jakobi vor, er solle doch bitte ein Blasinstrument spielen lernen. Musikalisch genug sei er ja. Das interessierte ihn sehr, so dass er gleich ein kleines Althorn in die Hand gedrückt bekam und schon nach sechs Wochen im Posaunenchor mitspielen konnte.

Ärger bekam er allerdings durch seine Überei auf dem kleinen Horn mit den Genossen vom SED-Parteihaus gegenüber. Die wussten natürlich, dass die Übungen auf diesem Horn dem Lob Gottes dienten. Deshalb schimpften sie ihn aus wegen dieses ruhestörenden Lärms. Benjamin machte sich den Spaß und übte zwischen den geistlichen Chorälen auch gelegentlich mal „Brüder zur Sonne, zur Freiheit“ oder „Wenn wir schreiten Seit‘ an Seit‘“. Oder die DDR-Nationalhymne. Da konnten die Genossen sich nicht mehr beschweren.

Er mogelte sich mit seiner Stotterei durch manche kritische Situation in seinem Schulleben. Der Lateinlehrer auf der Oberschule zum Beispiel hatte so viel Mitleid mit ihm, dass er ihn nie zu einer mündlichen Leistungskontrolle zitierte. Einige seiner Mitschüler waren sauer auf ihn,

weil er in manchen Fächern nie drankam. Natürlich lernte er nicht, und bei schriftlichen Arbeiten schrieb er alles von seinem Nachbarn Holzapfel ab. Er lebte manchmal nach dem Motto, wer nicht lernt, spart viel Zeit und lernt auch nichts Verkehrtes.

Als Benjamin zehn war und die Stottereie in der Schule mehr und mehr zu einem Problem wurde, besuchte die Mutter mit ihm den einzigen Neurologen in der Region. Das war ein Dr. Isegrim in Nordhausen. Der untersuchte ihn und empfahl den Sprachheilunterricht bei einem Fräulein Kopf in Nordhausen.

Fräulein Kopf

Die Dame, bei der Benjamin dann einige Jahre Sprachunterricht hatte, war ein Fräulein Kopf, die in Nordhausen in einem dieser neuen Nachkriegsbauten der DDR gemeinsam mit ihrer Schwester wohnte. Fräulein Kopf war schwer behindert. Sie konnte nicht laufen und war an ihren Rollstuhl gefesselt. Versorgt wurde sie von ihrer Schwester, einer Rentnerin, die vermutlich auch auf die Arbeit ihrer schwer behinderten Schwester angewiesen war. Die damals in der DDR gezahlten Renten von 15 bis 20 Ostmark genügten nicht zum Überleben.

Fräulein Kopf arbeitete auch noch als Gesangslehrerin. Später, als Benjamin selbst sich mehr und mehr dem Gesang gewidmet hatte, wurde ihm rätselhaft, wie man in einem solchen schwer behinderten Zustand überhaupt singen kann. Es war vermutlich die pure Not, die diese Frau zur Arbeit trieb.

Großartig und zielführend war der Sprachunterricht bei Fräulein Kopf nicht. Auch nicht für Benjamins Freund und Nachbarkind Einar Schleef, mit dem er gelegentlich gemeinsam nach Nordhausen zu Fräulein Kopf fuhr. Fräulein Kopfs Sprachübungen bestanden mehrheitlich aus Wiederholungen von be, ba, bi, bo, bu und miau, mijo, miju. Benjamin kamen schon damals bald Zweifel, ob man mit diesen schlichten Silben die Stottereie beseitigen kann.

In Halle an der Saale

Wegen seines Leidens war Benjamin jahrelang in Behandlung. Nach be, ba, bi in Nordhausen, wechselte er, als er auf der Oberschule war, nach Halle, an ein staatliches logopädisches Institut. Auch der Schulfreund Einar Schleef besuchte die Hallenser Logopäden. Die Logopädin, die ihn in Halle behandelte, war eine Frau, die er sehr bald beinahe so achtete wie seine eigene Mutter. Als er etwas vom Kirchenchor erzählte, sagte sie ihm gleich, dass sie auch im Kirchenchor singt. Sie zählte die Stücke auf, die sie schon gesungen hatte. Das bedeutete, sie war gewiss keine Freundin dieses sozialistischen deutschen Staates. Während der Behandlung ließ sie leise Musik von Johann Sebastian Bach erklingen. Zum Beispiel das Air, das Benjamin dank eines fehlenden Plattenspielers im Hause der Großmutter noch nie gehört hatte.

Sehr bald hatte Benjamin so viel Vertrauen zu ihr, dass er ihr auch seine persönlichen Sorgen erzählte, die er immer wieder dank seiner fehlenden sozialistischen Gesinnung hatte. Sie gab ihm gute Ratschläge, wie er sich verhalten sollte. Er erzählte ihr von seinen Sorgen um seine persönliche Zukunft. Er wusste, dass er dank seines Engagements im Kirchenchor und in der christlichen Jungen Gemeinde niemals die Fächer studieren konnte, die er gern studieren würde. Sie erklärte ihm – wie man so sagt – durch die Blume, sie an seiner Stelle würde nach dem Abitur sofort in den Westen abhauen. Benjamin war sprachlos. Einen solchen Ratschlag von einer Angestellten aus dem sozialistischen Dienst hätte er niemals erwartet. Also hatte sie ziemlich viel Vertrauen in ihn. Denn mit einem solchen Vorschlag – wenn er bekannt würde - riskierte sie ihren Arbeitsplatz. Das bestätigte sich auch mit ihrer Information, dass angeblich der Professor dieses Institutes einen sehr prominenten Patienten hatte. Das war der Staatsratsvorsitzende Walter Ulbricht, den der Professor wöchentlich in Berlin zum logopädischen Unterricht besuchte. Es war bekannt, dass Ulbricht eine hässlich sächselnde Fistelstimme hatte, über die sich die